

KLASSIKER DER REPORTAGE (BLICK ZU DEN NACHBAREN)

Der rasende Reporter Albert Londres wird er ein weiteres Mal und gleich von mehreren Verlagen dem deutschen Publikum vorgestellt (und man will mehr)

Die Geschichte der Reportage, wie wir sie heute kennen, beginnt für uns im Wesentlichen in den 1920er Jahren und mit Autoren wie Egon Erwin Kisch, der energisch für die sachliche und realistische Schreibweise der Reportage gesprochen hat. Zwar sind gerade Kischs Reportagen präzise kalkulierte Texte, in denen nichts dem Zufall überlassen wird. Dennoch steht die neusachliche Reportage bis heute für den Vorrang der Anschauung vor der Imagination, kurz geschlossen, der Realität vor der Kreativität, und für einen trockenen, sachlichen Stil, in dem nicht die Ausschmückung des Gesehenen, sondern seine präzise Beschreibung im Vordergrund steht. Hinzu kommen allerdings noch weitere Faktoren, die im crossmedialen Ansatz der Reportagen der 1920er Jahren zu suchen sind: Mit der Entwicklung neuer Medien wie den Illustrierten und der Einführung neuer Druck- und Verarbeitungstechniken wurde die Verbin-

dung zwischen Text und Fotografie überhaupt erst möglich, was die wohl nachhaltigste Neuerung der Reportage im frühen 20. Jahrhundert kennzeichnet.

Dabei wird der Fotografie nicht zuletzt die Funktion zugeschrieben, das im Text Geschilderte zu bestätigen und als unhinterfragbare Realität zu verstärken. Das verstellt allerdings den Blick darauf, dass mit der Erfindung der Fotoreportage keineswegs ein einseitiges Verhältnis zwischen Text und Bild konstituiert wird, in der der Text die Fotografie dominiert. Ganz im Gegenteil, die Fotografie konstituiert in der Fotoreportage ein eigenes Narrativ, eine eigene Erzählung, die auf vielfältige Weise mit dem Text korrespondiert, ihm aber nicht schlichtweg nur dient.

Das aber wird in der Nachlassverwaltung der frühen Reportage oft genug ignoriert, mit anderen Worten: Die Texte der Reporter werden zwar möglicherweise gesammelt, neu

zusammengestellt und ediert. Dabei fallen jedoch in der Regel die die Reportagen im ursprünglichen Zusammenhang begleitenden Fotografien oft genug weg. Der Text wird wieder blank zitiert, die Fotografie wird demontiert.

Selbst Kurt Tucholskys *Pyrenäenbuch* aus dem Jahr 1927 wird nur in der Erstausgabe im Verlag Die Schmiede mit Abbildungen gedruckt. Sämtliche späteren Ausgaben, auch die bei Rowohlt, verzichten auf die Fotografien. Und so geht es auch mit anderen Repräsentanten der Fotoreportage, nicht zuletzt mit den Texten Albert Londres'.

Londres nun zeigt, dass es in den Reportagen der 1920er Jahre viele Schreibweisen gibt. Er ist das Exempel auf die Probe, dass eine gute Schreibe auch in der Reportage nicht das Immergleiche sein muss, so sehr man es auch schätzen mag.

Ganz im Gegenteil: Die drei Reportagen, die der derzeitige Herausgeber der *Anderen Bibliothek*, Christian Döring, aus dem Werk Londres' zusammengestellt hat, demonstrieren auf eindrucksvolle Weise, dass Reportagen auch stilistisch eine ungemein große Spannbreite aufweisen können. Mehr noch, mit Londres öffnen sich für Reportagen Möglichkeiten, ihr ureigenes Feld neu zu durchmessen. Und diese drei Reportagen zeigen eben nicht nur, dass dem immer noch ein bisschen nachgeordneten Sachtext neben seiner politischen Schwere auch stilistische Behendigkeit zueigen sein kann. Ein Vergnügen mit Wissenszuwachs, wenn man so will.

Vermessen? Nein, nicht einmal ansatzweise stark genug. Ohne den zahlreichen großen Reportern des frühen 20. Jahrhunderts zu nahe zu treten: Londres bildet eine eigene Klasse, und die Lektüre seiner Texte bietet nicht nur völlig ungewohnte Einblicke in die jeweiligen Themen. Er bedient sich dabei einer Sprache und einer Schreibweise, mit der die Grenze zum Fiktionalen schlichtweg niedergerissen wird, ohne dass je Zweifel an der Authentizität dieser Texte aufkommen würden. Er war zweifelsohne, aber in einem ganz anderen Sinne als Egon Erwin Kisch ein „rasender

Reporter“, rastlos, behende und immer aufmerksam auf das, was um ihn herum geschah. Ein Seismograf eigener Provenienz.

Mit anderen Worten, die Reportagen Londres' sind große Literatur, ungemein gewinnbringend und vergnüglich zu lesen, ohne dass hier je auch nur im Traum daran zu zweifeln wäre, dass man sich anderswo als auf höchstem Niveau bewegen würde.

Londres ist in Deutschland kein Unbekannter. Kurt Tucholsky widmete ihm bereits 1925 ein Porträt (anlässlich seines Bandes *Chez les Fous*) und nennt ihn immer wieder als einen seiner Gewährsleute. Warum? Weil Londres „ein Reporter“ war „und nichts als das“, das heißt, „keine langatmigen Untersuchungen, keine exakten Dokumente, sondern: Wo ist etwas los? Ich will dabei ein! Ihr werdet es lesen.“

Aber nachdem er Ende der 1920er, Anfang der 1930er Jahre mit eine Reihe von Publikationen auch in Deutschland bekannt wurde, geriet er durch seinen frühen Tod und die NS-Zeit in Vergessenheit. Auch in den Nachkriegsjahrzehnten scheint er in Deutschland keine größere Aufmerksamkeit gefunden zu haben. Bei dtv erschien 1998 ein Band mit Texten über die Juden in Europa und Palästina. Erst in den letzten Jahren wird das Interesse wieder größer. Das ist an der Publikation in *Die andere Bibliothek* zu sehen. Seine Reportagen aus dem Ersten Weltkrieg sind jüngst erst neu erschienen, seine berühmte Reportage zur Tour de France ist gleichfalls neu gedruckt worden. Seine Reportage in die noch junge Sowjetunion ist anscheinend aber nie ins Deutsche übersetzt und publiziert worden, was bedauerlich ist.

Die werkbiografischen Daten, die allgemein zugänglich sind, zeigen einen Autor, der sich früh für sein Thema und sein Genre entschieden hat und nichts daneben zu gelten lassen scheint: 1884 in Vichy geboren, warf sich Londres bereits als Zwanzigjähriger auf die Reportage. Er schrieb für *Le Matin*, *Le Petit Journal*, *Le Quotidien* und andere renommierte Blätter Frankreichs – ein französischer Starreporter, wie Marko Martin in seinem

Nachwort in der *Anderen Bibliothek* betont. Innerhalb von nicht einmal 20 Jahren bereiste Londres China, Arabien, Russland, Osteuropa, den Balkan, Palästina, jagte mithin jedem Thema nach, das für seine Zeit und für einen unruhigen Geist wie ihn von Bedeutung war. Unter anderem berichtete er von der sich etablierenden Tour de France und recht offenerzig davon, dass der Gebrauch von illegalen Stimulanzien schon in den frühen 1920er Jahren ein spezifisches Tour-Problem war.

Bereits 1932 starb Londres, nicht einmal 50 Jahre alt, bei einem Schiffsbrand, auf der Rückreise nach Frankreich. Ein schnelles und hektisches Leben, das ungemein produktiv war – und das eine Reihe unerhört lesenswerter Texte hervorgebracht hat.

In dem Band der *Anderen Bibliothek* finden sich drei von ihnen – in mindestens einem Fall leider ohne die Fotografien, die im Erstdruck wohl zu finden waren. Dafür kommen die stilistischen Eigenschaften der Texte Londres' umso mehr zur Geltung: Drei Themen, die es in sich haben. Londres' China-Bericht von 1922, sein Bericht über die Situation des Juden um 1930 und schließlich seine Reise zu den Perlentauchern im Arabischen Meer.

Es sind freilich eigentümliche Reportagen, die Londres schreibt, wobei Leser nicht auf Distanz gehalten werden, sondern zu unmittelbaren Adressaten der Texte werden. Die China-Reportage nutzt Londres zudem, um die Haltung des Unbehausten, desjenigen, dem die Reise zur eigentlichen Natur geworden ist, brillant zu präsentieren. Der Reisende, der zurückkehrt, findet alles genauso wieder vor, wie er es Monate zuvor verlassen hat. Alle sind genau dort, wo er sie verlassen hat. Von Panik erfasst, nimmt er die nächste Gelegenheit und den nächsten Zug, um ins nächstbeste Land zu reisen, was in diesem Fall eben China ist: Jean-Pierre, so nennt Londres sein Alter Ego in diesem Vortext, reist, wie andere Opium rauchen oder Kokain schnupfen: „Das war sein Laster.“

Dass dies weiter reicht, ist dann zu sehen, wenn der Blick auf das Unbehauste der urbanen Gesellschaft fällt (auch wenn diese bei

Londres noch in ihren Verhältnissen verfangen ist) oder auf die Exil-Situation der deutschen Intellektuellen wenige Jahre später. Unbehaustheit mag Anfang der 1920er noch ein Laster sein (wenngleich nur auf seinem Niveau), wenige Jahre später wird sie zur generellen Last.

Dabei sind ihm die bereisten Länder und Kulturen Blaupausen der Situation im eigenen Land: China im Bürgerkrieg ist geprägt von Unsicherheit und Unklarheit. Niemand weiß so recht, wer hier was zu sagen hat. Die Kampagnenfürsten haben die legitime Herrschaft schon lange unterhöhlt und kämpfen nun um die Vorherrschaft. Die gesellschaftlichen Strukturen haben sich weitgehend aufgelöst. Aber dennoch funktioniert diese Gesellschaft auf irgendeine Weise. Eben vielleicht weil sich so viel im Vergleich zu früher nicht geändert hat. Vielleicht auch, weil Gesellschaft und Machtapparat im Wesentlichen ohne einander zu berühren nebeneinander existieren können. Eine Parabel auf die Moderne, in der die sozialen Auseinandersetzungen immer mehr eskalieren.

Die Szenerie ist dabei unreal bis absurd, ohne Bezug zu einer gewohnten Form von Gesellschaft – was nicht nur die Fremdheit zwischen der Kultur der Leser Londres' und seiner Zielkulturen hervorhebt, sondern die Reportage selbst wieder unrealisiert. Dass Londres dies so wie berichtet erlebt haben will, ist mehr als unwahrscheinlich. Der Text selbst inszeniert eine Realitätsform, die sich nur durch sich selbst verifiziert.

Ähnliches lässt sich auch in der Reportage Londres' zur Situation der Juden in Europa und Palästina erkennen: Ihre Begründung findet sie im anwachsenden Antisemitismus in Europa. Aber Londres' Zugriff ist nicht vom vielleicht bornierten Blick der Assimilierten auf ihre osteuropäischen Glaubensgenossen geprägt, sondern von dem Befremden dessen, dem es unwahrscheinlich, ja unmöglich zu sein scheint, dass ein Volk unter solchen Umständen nicht untergeht. Der Antisemitismus in Europa aber prägt diese jüdischen Gestalten, die nicht als gleichberechtigte

Bürger einhergehen, sondern als Geduldete. Trotz der extremen Armut, in der die jüdischen Gemeinden in Osteuropa leben, sind sie in ihrem Bekenntnis nicht erschüttert, was freilich auch Ausdruck der Unentrinnbarkeit ihrer Situation ist. Ihnen hilft keine Assimilierung, ja nicht einmal Anerkennung.

Ihnen hilft nur ein eigener Staat, in dem sie selbst das Maß der Dinge sind. Die in Palästina lebenden Juden gehen deshalb nicht mehr geduckt und geduldet umher, sondern selbstbewusst und vielleicht ein bisschen überheblich. Aber sie haben auch jeden Grund dazu, selbst wenn die Pogromwellen auch hier über sie hinwegschwappen. Palästina ist der Weg heraus aus dem jüdischen Ghetto, auch wenn dies nur über den jüdischen Staat gehen wird, der zu Londres' Zeit eben noch nicht existiert. Freilich sind solche Beschreibungen nicht prophetisch, sondern lediglich logisch und auffallend unberührt von den Fraktionierungen der eigenen Zeit.

Nicht minder berührt von den Friktionen der Moderne ist die Reportage über die Perlentaucher im Arabischen Meer: ein Bericht über einen Menschenschlag, der von seiner Arbeit körperlich in wenigen Jahren verbraucht wird. Die Taucher sind mit Dreißig Krüppel, mit geplatzten Trommelfellen, blind, gebrechlich, zu nichts mehr nütze, Abfall ihres Berufs. Aber noch die Blinden tauchen nach Perlen, und das nicht weniger erfolgreich als ihre sehenden Genossen. Ihr Lohn: vernachlässigenswert. Dennoch wollen sie von diesem Beruf nicht lassen und verteidigen ihn gegen jede Änderung, die sie möglicherweise daraus verdrängen würde. Sämtliche Versuche, das Perlentauchen zu modernisieren, werden von den Tauchern selbst sabotiert.

Die Reise zu ihnen ist eine Reise in eine Zeit vor der Zeit, in der noch Regimenter herrschen, die selbst im frühen 20. Jahrhundert als anachronistisch gelten. Sie leben in seinem System, das sich als ewig geriert, und sie doch nur umbringt. Dies aber im Blick, wird der Anblick der Perlen in den Juweliergeschäften des Westens unerträglich. Londres inszeniert dies eben nicht über die direkte Anklage,

sondern indem er sich auf die Perlentaucher selbst konzentriert und auf die Differenz zum europäischen Hedonismus, in dem das Leiden unbemerkt verschwindet.

Der Erste Weltkrieg hat dem Heroischen ein neues Gesicht gegeben, um nicht zu sagen, er hat es vollständig diskreditiert. In den Stahlgewittern, wie Ernst Jünger die Materialschlachten des Krieges genannt hat, besteht das Heldentum nur noch in dem Versuch zu überleben und zu überstehen. Das Heldische als heroische Tat gerinnt zum Widersinnigen, da es notgedrungen zum schnellen und vor allem banalen Tod führt. Der Held ist ein Anachronismus.

Und dennoch feiert das Heroische im Ersten Weltkrieg, der bei unseren Nachbarn immer noch als der Große Krieg gilt, bittere Urstände. Der Patriotismus will den Tod feiern und sieht in der Vernichtung von Menschenleben immer noch den Funken des Sinnhaften und des wirkungsvollen Opfers. Einen Tag, zwei Tage, ja neun Tage zu überstehen ist eine Heldentat, auch wenn sie sinnlos ist.

Alle Beteiligten haben, so scheint es, ihre Augusterlebnisse, das angeblich auf deutscher Seite die Nation zusammenschmiedete, so dass sie die folgenden Jahre zu überstehen vermochte, ungebrochen und am liebsten unbesiegt im Feld. Und kaum jemand konnte sich anscheinend dem Sog entziehen, den dieser Krieg ausübte.

Am wenigsten die Schriftsteller, deren Abenteurer, wie wir wissen, ja bevorzugt im Kopf geschehen. Der erste Weltkrieg ist eben auch ein Krieg der Literatur, eine hohe Zeit der Lyrik und nicht minder der patriotischen Reportage.

Der haben sich nicht einmal die Meister ihres Faches entziehen können, und Albert Londres ist ein Meister seines Faches gewesen.

Berühmt ist seine Reportage über die Bombardierung der Kathedrale von Reims, die in einem nun bei Diaphanes erschienenen Band mit Kriegsreportagen abgedruckt ist: Barbarisch nennt er diese Tat, denn immerhin ist Reims die Stadt der Krönungskathedrale der französischen Könige, also eines der Kern-

elemente der französischen Kultur, die den deutschen Angriffen zum Opfer zu fallen drohte.

Insgesamt lässt Londres, der mit diesen Reportagen berühmt wurde, wenig Gutes an den Deutschen, die sich Ende 1914 weit im Kernland Frankreichs festgesetzt hatten und erst 1918 zurückgedrängt wurden. Der ansonsten unbehaute Londres geriert sich in diesen Texten als guter Franzose, als Verteidiger der altkontinentalen Kultur gegen die Hunnen, die aus dem Osten gen Frankreich drängen.

Das ist stilistisch gekonnt und voller präziser Beobachtungen. Zugleich aber geraten ihm die Kriegs- und Greuelmärchen der Kriegspropaganda in die Reportagen, die auf den Titelseiten von *Le Matin* erschienen. Der vaterländisch geprägte Blick weiß denn von standhaften Bürgermeistern und wehrhaften Soldaten zu berichten, von begeisterten Freiwilligen und der Selbstverständlichkeit, mit der die Soldaten den Kampf suchen, wo sie oft genug den Tod finden. „Bei den Helden“ heißt denn auch eine der Reportagen, die Londres von der Front schickt, wo sich die Bombardements und die Sturmangriffe abwechseln.

Er verweist auf die Untaten der deutschen Soldaten, darauf wie sie hausen und eine jahrhundertalte Zivilisation mit Füßen treten, benennt ihre Unhöflichkeit und weiß sie doch aufgrund ihrer Zahl, ihrer Organisation und ihrer Waffen zu fürchten.

Zwar kennt auch Londres den fast freundschaftlichen Blick des Soldaten auf seinen Leidensgenossen. Aber Fraternalisierung mit den Kriegsgefangenen? Das geht zu weit, eigentlich schon, sich zivilisiert mit ihnen zu unterhalten – was wie ein Echo auf Arnold Zweigs *Erziehung vor Verdun* klingt, einem Roman, der erst lange nach Londres' Reportagen erscheint.

Dass es hier freilich nicht um Wahrheit geht, sondern um einen Kriegsdienst mit Feder, Schreibmaschine und Druckerschwärze, wird spätestens dann klar, wenn die bösen Deutschen ihre Leichenberge unzivilisiert verbrennen (möge das das Letzte sein, was die deutschen Mütter von ihren jungen Söhnen mitbe-

kommen), während die Franzosen dasselbe tun, um die Seuchengefahr einzudämmen.

Londres will hier nicht erbauen, er will aufbauen, und zwar die Widerstandskraft der Franzosen gegen die deutsche Invasion. Das wird man akzeptieren müssen, wie man ja auch die kriegstreiberischen Texte auf deutscher Seite kennt. Die deutschen Zeitungen waren nicht weniger heroisch gestimmt wie die französischen, was man als Lehre aus diesem Band mitnehmen kann.

Im Gegensatz zu den nun in der *Anderen Bibliothek* erschienenen Reportagen sind die *Frontdepeschen* also weniger unterhaltsam und beeindruckend als lehrreich: Auch die besten Schriftsteller sind vor diesem Krieg nicht gefeilt gewesen. Wie sollten es die Normalzivilisten sein? Bleibt zu hoffen, dass wir heute immerhin genügsam genug sind und uns nicht in heroische Zeiten mit klischeehaften Texten fliehen müssen, wenn es einmal wieder darauf ankäme. Es sei denn, das Gegenteil würde alles nur noch schlimmer machen.

Wahre Heroen aber waren jene *Giganten der Landstraße*, die sich Jahr für Jahr auf eine mehr als 5000 Kilometer lange Rundfahrt durch Frankreich aufmachten, um nach 15 Etappen ihren Sieger zu feiern. Albert Londres berichtete von der 18. Tour de France, die im Jahr 1924 veranstaltet wurde. Der Titel der gesammelten Reportagen, die bereits 2011 bei Covadona erschienen sind: *Die Strafgefangenen der Landstraße*.

Der Titel nimmt (verdeckt) Bezug auf einen Rennfahrer-, mithin Tour-de-France-Roman von Andre Reuze, der 1930 erstmalig in deutscher Übersetzung erschienen ist. So groß aber die Verehrung der Fans für die Fahrer ist, so sehr sind die jedoch Strafgefangenen ihres Berufs. Dass sie schlecht bezahlt werden und einem unbarmherzigen Reglement unterworfen sind, unterscheidet sie kaum von anderen Strafgefangenen. Allerdings ist bei ihnen die Tortur offensichtlich. Die Räder noch ohne Gangschaltung (was dazu führt, dass die Rückräder bei Bergetappen jedesmal gedreht werden müssen, um unterschiedliche Übersetzungen fahren zu können). Trikots, die vor

Staub triefen, und an den mageren Leibern hängen, die auf der Tour selbst kaum an Gewicht zulegen. Das Reglement ist hart: Wer nicht mehr mit dem Rad weiterkommt, muss zu Fuß das Etappenziel erreichen, sonst hagelt es Geldstrafen (die jeden Gewinn zunichte machen). Ersatzschläuche hängen sich die Fahrer um den Leib, um sie jederzeit zur Verfügung zu haben. Fünf Plattfüße auf einer Etappe sind keine Seltenheit. Stürze auf den Bergetappen ebensowenig, wie auch die mitfahrenden Autos im Tross immer eine Gefahr darstellen. Unfälle sind keine Seltenheit, und immer wird damit eine Chance zunichte gemacht. Gerade lief es so gut. Der Übermut der Fans tut sein Übriges: Sie rücken den Fahrern auf den Leib, wo sie nur können. Die Tour ist bereits Mitte der 1920er Jahre ein Ereignis.

Der Plan der Tour, die hier noch rund um Frankreich herumführte, immer an den Grenzen lang, lässt erahnen, dass das nichts für Amateure ist. Aber neben den Profis starten eben auch Fahrer, die vor allem das Abenteuer wagen, ohne Chance auf den Gewinn. Mal vorne mitzufahren ist schon alles, oder in der Nähe der Großen sein zu dürfen. Am Ende werden nur noch sechzig von einhundertfünfzig Fahrern in Paris ankommen. Jeder von ihnen der Staubböle der Landstraßen entkommen – die eben keinesfalls geteert waren, wie heute üblich.

Londres nimmt in seinen Reportagen eine merkwürdige mittlere Position ein, zwischen Fan, Fahrer und Beobachter, der er eben berufshalber auch ist. Das Rennen selbst färbt auf ihn ab, er wird in der Tat zum rasenden Reporter, auch wenn er mit dem Auto und nicht mit dem Rad unterwegs ist (das er allerdings nicht selbst gefahren ist, Londres hatte bei aller Hektik keinen Führerschein, wie der Herausgeber des Bandes, Stefan Rodecurt, vermerkt).

Wie er eben auch vermerkt, dass selbst damals

die Tour nicht nur mit Wasser zu schaffen war. Masseure tun ihren Dienst, wie auf den beigegebenen Fotos zu sehen ist, und auch ein paar andere Wirkstoffe.

Die Brüder Pélissier geben auf, immerhin damit zwei der französischen Tourfavoriten – gewinnen wird sie der Italiener Bottecchia, auf dessen windschnittige Nase Londres nicht müde wird hinzuweisen.

Die beiden Franzosen aber sind es, die den ersten Dopingfall der Tour öffentlich machen. Als Londres bekannt wird, dass die beiden ausgestiegen sind, rast er eine Etappe zurück und trifft die beiden im Bahnhofscfé von Cherbourg. Dort trinken sie nur eine Schokolade, und während sie über die Strapazen der Tour klagen, die durch unnötige Schikanen der Tour-Leitung noch verstärkt würden, zeigen sie auch, mit welchen Mitteln sie die Strapazen bestehen: Kokain für die Augen, Chloroform fürs Zahnfleisch und eine Wärmesalbe für die Knie, was wohl das Harmloseste sein dürfte.

Albert Londres: Ein Reporter und nichts als das. Berlin: Die Andere Bibliothek 2013. 459 Seiten. Euro 38,00.

Albert Londres: Was sind neun Tage Schlacht? Frontdepeschen 1914. Aus dem Französischen von Heinz Jatho und Sabine Schulz. Zürich, Berlin: Diaphanes 2014. 143 Seiten. Euro 16,95.

Albert Londres: Die Strafgefangenen der Landstraße. Reportagen von der Tour de France. Aus dem Französischen von Stefan Rodecurt. Mit einem Vorwort des Übersetzers. Bielefeld: Covadonga Verlag 2011. 123 Seiten. Euro 12,80.

Walter Delabar

Zuerst in JUNI 51-52. Bielefeld 2016, S. 337-342